

2. Tagung der 11. Landessynode der EKKW
Vom 21.-24.11.2004

Bericht des Bischofs

Frau Präses, liebe Synodale, sehr verehrte Gäste,
liebe Schwestern und Brüder,

1. Abrahams Aufbruch ins Gelobte Land

„Und der Herr sprach zu Abram: Geh aus deinem Vaterland und von deiner Verwandtschaft und aus deines Vaters Hause in ein Land, das ich dir zeigen will. Und ich will dich segnen und dir einen großen Namen machen, und du sollst ein Segen sein. Ich will segnen, die dich segnen, und verfluchen, die dich verfluchen; und in dir sollen gesegnet sein alle Geschlechter auf Erden. Da zog Abram aus, wie der Herr zu ihm gesagt hatte, und Lot zog mit ihm. Abram aber war fünfundsiebzig Jahre alt, als er aus Haran zog.“ (I Mose 12,1-4)

So berichtet die Bibel vom Aufbruch Abrahams in das „Gelobte Land“. Im hohen Alter macht er sich auf den Weg, verläßt den Ort, der ihm in den letzten Jahrzehnten zu einem Zuhause geworden war, um eine Heimat zu finden.

Heimat – das ist ein ambivalenter Begriff: die jedem in die Kindheit schien und worin noch keiner war, wie es der Philosoph Ernst Bloch ausdrückte; der Ort, mit dem wir uns in besonderer Weise emotional verbunden fühlen, weil wir die Menschen kennen und sie uns, weil wir uns in fundamentalen Einstellungen und Eigenschaften ähnlich sind, die wir deshalb nicht begründen und für die wir uns nicht rechtfertigen müssen (weshalb man von einem bestimmten „Menschenschlag“ redet); das ist der Lebensraum, in dem wir wesentliche Jahre unserer Kindheit und Jugend erlebten, die unbekümmerten und ewig langen Stunden im Spiel, aber auch Abschied und Trauer; Heimat – eine Welt, die einer Ordnung folgte und noch übersichtlich war; ein Mikrokosmos, in der Erinnerung gern verklärt, der uns geprägt hat, ein Wurzelboden, der trägt, nährt und in den Stürmen des Lebens Halt geben kann.

Land wird Abraham verheißen, das wir nicht so sehr in seiner Eigenschaft als Wirtschaftsgut und Produktionsfaktor, nicht unter dem Aspekt des Besitzes betrachten sollten, sondern in der Perspektive einer tiefen emotionalen und symbolischen Bedeutung. Dafür läßt Abraham alles zurück, auch Haran, den Ort, dem er sich inzwischen verbunden fühlte.

Was fasziniert uns an Abraham? Uns beeindruckt sein Mut, das Gewohnte zu verlassen, die Sicherheiten aufzugeben für ein Versprechen, das Gott ihm gegeben hat. Wir bewundern sein Vertrauen in Gottes verheißungsvolles Wort, und das um so

mehr, als er und seine Frau schon alt sind und nach menschlichen Maßstäben ihr Leben gelebt haben. Dennoch brechen sie auf in ein Land, das Gott ihnen zeigen wird, ein Land, in dem Milch und Honig fließt, wie es später heißt. Land bedeutet Leben.

2. Landeskirchen als regionale Kirchen

Wenn ich meinen diesjährigen Bericht mit dieser uralten biblischen Erinnerung beginne, dann tue ich das nicht, um in einem vordergründigen Sinn vom Territorium unserer Kirche als „Gelobtem Land“ zu sprechen. Wir leben nicht im Land der Verheißung, sondern in einem Kirchengebiet, das im Lauf einer verwickelten Geschichte in Hessen und Thüringen allmählich zu dem geworden ist, was wir „Kurhessen-Waldeck“ nennen. Das „Evangelische Philippsjahr“, auf das ich noch eigens zu sprechen kommen werde, hat vielen, die die Ausstellungen oder Veranstaltungen aus Anlaß des 500. Geburtstags von Landgraf Philipp dem Großmütigen besuchten, deutlich gemacht: Fragen der Religion und des Glaubens, aber auch handfeste politische Interessen – verbunden mit Philipps persönlicher Geschichte und der seiner Familie – haben zur Reformation in Hessen und damit zu einem evangelischen Landeskirchentum geführt.

Doch die Erinnerung an Abraham lehrt uns in diesem Zusammenhang, der Beziehung zu dem Land nachzuspüren, in dem und auf dem wir leben. Die Rede von der „Landeskirche“ will die Verbindung zu den Menschen in den Orten, den Landschaften und Regionen im gemeinsamen evangelischen Glauben zum Ausdruck bringen, wie er in unserer Kirche seine institutionelle Gestalt gefunden hat. Obwohl in unserer offiziellen Bezeichnung seit 1967 das Wort „Landeskirche“ nicht mehr vorkommt, erfüllt unsere Kirche durch ihre Geschichte, ihre Größe und die Art, wie sie organisiert ist, in meinen Augen diese Verbundenheit in vorbildlicher Weise. Das erlebe ich bei meinen Besuchen in ausgesprochen kleinen Landgemeinden sehr deutlich, etwa in Braunhausen, Oberstoppel oder Schönborn (alles Gemeinden mit weniger als zweihundert Gemeindegliedern), wo ich in diesem Jahr zu Festgottesdiensten eingeladen war, oder in Reichenbach, Sipperhausen und Allmuthshausen, die ich während meiner diesjährigen Visitationen in den Kirchenkreisen Witzenhausen und Homberg besucht habe, um nur einige exemplarisch zu nennen. Die Evangelische Kirche von Kurhessen-Waldeck hat einerseits eine überschaubare Größe, die es ermöglicht, auf allen Ebenen gut miteinander zu kommunizieren und inhaltliche Fragen in einem angemessenen Zeitraum und mit einer breiten Beteiligung aller Gliederungen zu erörtern. Bei den Vorlagen zum Pfarrerbild, zur Strukturdebatte oder jetzt bei der Bestattungsagende ist das konkret zu erfahren. Andererseits besitzt unsere Kirche eine über-

zeugende personelle und hinreichende finanzielle Ausstattung, so daß sich die Frage nach neuen gemeinsamen Strukturen für die beiden evangelischen Landeskirchen in Hessen momentan nicht stellt. Dennoch wird eine intensivere Kooperation auf verschiedenen Gebieten höchst sinnvoll und nötig sein.

3. Die Evangelische Kirche von Kurhessen-Waldeck als ländlich strukturierte Landeskirche

Nun hat das Wort „Land“ noch eine zweite wichtige Bedeutung, die in diesem Bischofsbericht im Vordergrund stehen soll: Wir sind es gewohnt, unsere Kirche als überwiegend ländlich strukturiert zu verstehen und darzustellen. Ursprünglich war das Christentum in den Städten beheimatet; die urbane Kultur bildete das Milieu, in dem das Evangelium zuerst Resonanz fand. Von den Städten erst breitete es sich ins Land aus.

Mit der Verwurzelung des Glaubens gerade in den ländlichen Gebieten begründen wir in der Regel, warum unsere Landeskirche in der Statistik der EKD bei den Austrittszahlen einen vergleichsweise erfreulichen Platz einnimmt. Die Stabilität unserer Landeskirche, so war unser bisheriger Blick, hing überwiegend mit der Treue und Beständigkeit der Mitglieder in der großen Zahl unserer ländlichen Gemeinden zusammen. Weil dort die Begegnung zwischen Kirchengliedern und der Pfarrerin oder dem Pfarrer in einem insgesamt übersichtlichen Umfeld in der Regel gelingt, stehen die Menschen gerne zu ihrer Kirche.

Was aber geschieht, wenn das Leben auf dem Land sich unter dem Druck des gesellschaftlichen Wandels stark verändert, wenn die dörfliche Kultur bröckelt und nur noch ein Begriff ist, der auf frühere Zeiten eine sinnvolle Anwendung finden kann? Was bedeutet das für die Präsenz unserer Kirche, für unser Engagement in den ländlichen Gemeinden? Wandelt sich das bisher so sehr gelobte Land ins Gegenteil: zu einem Problemgebiet?

Zunächst jedoch möchte ich den Blick nochmals darauf richten, weshalb die ländliche Struktur unserer Landeskirche einen so erheblichen Beitrag für ihre Stabilität geleistet hat. Etwa die Hälfte aller Kirchengemeinden in unserer Landeskirche hat weniger als sechshundert Gemeindeglieder. Diese Gemeinden auf dem Land präsentieren sich als ein Kernbestand der dörflichen Kultur. Aber es kommen noch weitere Gründe hinzu: So bedeutet die Überschaubarkeit des dörflichen Lebens eine viel stärkere soziale Kontrolle, weil fast jeder jeden kennt. Das schränkt in manchen Dingen ein, beinhaltet

aber auch in einem viel höheren Maß die Weitergabe bewährter Rollen und Regeln und die Bereitschaft zur Übernahme von Verantwortung und zur Eigeninitiative. Auch die Begegnungsmöglichkeiten zwischen den Generationen lassen sich hier stärker wahrnehmen.

Diese Faktoren fallen mir besonders auf, wenn ich erlebe, wie selbst sehr kleine Gemeinden die Renovierung ihrer Gotteshäuser in die eigenen Hände nehmen und sich darüber sichtlich freuen, ein schmuckes Kirchengebäude zu haben. In das dörfliche Beziehungsgeflecht ist die Kirche mit der Feier der Feste im Kirchenjahr tief verwurzelt, bietet Lebensdeutung besonders in den Schwellensituationen des Lebens und bei Krisen, gibt Orientierung und bildet eine geistige und geistliche Heimat, die von vielen angenommen wird. Darum können wir uns glücklich schätzen, eine Landeskirche zu sein, die zu einem ganz erheblichen Teil aus ländlichen Gemeinden besteht, und so viele Pfarrerinnen und Pfarrer zu haben, die mit Leib und Seele, Lust und Leidenschaft das Pfarramt im Dorf ausfüllen.

Die Stadt bildet dazu ein Gegenmodell. In diesem verdichteten Raum wird die Nacht zum Tag, nicht nur mit der allgegenwärtigen künstlichen Beleuchtung, sondern künftig auch mit der Aussicht, rund um die Uhr flanieren und konsumieren zu können. Hier kann man immer etwas unternehmen, täglich anderen Menschen begegnen. Die größere Anonymität verlockt zu neuen Erfahrungen, birgt aber auch Risiken. Viele sind allein und einsam mitten in der Stadt, wissen wenig übereinander, übernehmen selbst für Nachbarn kaum Verantwortung.

Gegenüber dem Dorf fehlt der Stadt die Übersichtlichkeit. Anders als im Dorf steht die Kirche in der Stadt in viel stärkerer Konkurrenz zu sonstigen Angeboten der Lebensdeutung, der Kultur, des Sports oder der Unterhaltung und hat weniger Chancen, das Leben zu prägen. Das macht den Dienst der Kirche in der Stadt zu einer besonderen Herausforderung. Aber auch hier haben wir in unserer Landeskirche viele engagierte Mitglieder, Ehrenamtliche, Pfarrerinnen und Pfarrer, die sich den Fragen des Dienstes am Evangelium in der Stadt bewußt und phantasievoll stellen.

Es geht mir also überhaupt nicht darum, die Situationen in Stadt und Land gegeneinander auszuspielen, sondern die jeweiligen Besonderheiten zu erkennen. Und in diesem Jahr richtet sich mein Fokus auf die Entwicklungen unserer ländlich strukturierten Regionen.

4. Kennzeichen einer traditionellen Agrarkultur

Die natürlichen Lebensgrundlagen waren Voraussetzung und Produktionsmittel landwirtschaftlicher Arbeit zugleich. Bäuerliche Betriebe hatten immer mit Lebendigem in vielerlei Gestalt zu tun: mit Menschen, Tieren, Pflanzen, mit dem Boden. In früherer Zeit war die Form des Wirtschaftens auf geschlossene oder fast geschlossene Kreisläufe angelegt. Alles wurde wiederverwertet und genutzt. Landwirtschaft bedeutete Kulturarbeit im ursprünglichen Sinne: Natur wurde in Kulturlandschaft umgewandelt. Sie wurde genutzt, gepflegt und bewahrt. Wie sehr unser Lebensraum von Menschen geformt ist, scheint manchen nur wenig bewußt zu sein. Felder, Wiesen, Obstbäume an den Straßen und Hecken, auch zum größten Teil der Wald sind Ergebnisse menschlicher Arbeit und damit kulturelle Gestaltungen.

Die Bewirtschaftung des Landes geschah in der Regel in Großfamilien, die einen Hof führten. Darin fanden alle eine Aufgabe: Alte und Junge, Männer und Frauen, auch die, die noch nicht viel oder nur noch wenig leisten konnten. Mit einer bestimmten Position in der Familie war immer auch eine Rolle im Betrieb verbunden und umgekehrt. In der Landwirtschaft waren also Arbeiten und Leben, der wirtschaftliche Erfolg des Hofes und das Familienleben in einer Weise miteinander verwoben wie sonst kaum in unserer Arbeitswelt.

Leben fand vor allem in Gemeinschaften statt, auf dem Hof, in der Nachbarschaft und im Dorf – der Radius war klein. Die besonderen Anforderungen der Landwirtschaft brachten es mit sich, daß in aller Regel generationenübergreifend gearbeitet, gedacht und gehandelt wurde. Das Wohl des Hofes hatte einen hohen Stellenwert und besaß oft Vorrang vor den persönlichen Lebensentwürfen Einzelner. Wie nirgends sonst erlebte man in der Landwirtschaft das eigene Wirtschaften und dessen Folgen als einen eng aufeinander bezogenen Zusammenhang. Da war kein Platz für Romantik oder Heimatfilmidylle, und dennoch waren die Menschen, die in der Landwirtschaft arbeiteten, mit den Lebensgrundlagen in besonderer Weise vertraut.

5. Veränderungen in der Landwirtschaft seit dem 20. Jahrhundert

Die Situation der traditionellen Landwirtschaft ist spätestens seit dem Beginn des letzten Jahrhunderts erheblichen Veränderungen unterworfen. Diese haben ihr Gesicht nachhaltig verändert und wirken sich auch auf die kirchliche Arbeit aus. Sie drohen die bisherige Verwurzelung unserer Kirche im ländlichen Raum allmählich zu lösen.

Auf erste Zeichen des deutlichen Wandels reagierte schon 1907 die evangelische Zeitschrift „Die Dorfkirche“. Ihr Untertitel lautete: „Monatsschrift zur Pflege religiösen Lebens in heimatlicher und volkstümlicher Gestalt“. Sie war ein Versuch, auf jene An-

passungen zu antworten, die durch die beginnende Mechanisierung der Landwirtschaft ausgelöst wurden. Nicht nur die schleichenden Wandlungen des Dorflebens wurden schon damals beklagt, sondern auch die als unzureichend empfundene Vorbereitung der jungen Pfarrer für den Dienst in den Dorfgemeinden durch eine einseitig akademische Ausbildung.

Es sind vor allem die technischen Entwicklungsschübe zu nennen, die die Landwirtschaft jeweils auf ein höheres Niveau brachten. Die immer stärkere Verwendung von Maschinen und deren Spezialisierung hat viele Arbeitsgänge wesentlich erleichtert. Gleichzeitig wurden durch den Maschineneinsatz aber auch Arbeitsplätze eingespart. Die Verwendung von Chemie in der Landwirtschaft, der künstliche Dünger, der chemische Schutz von Tieren und Pflanzen vor Krankheiten oder Schädlingen haben den Ertrag der Landwirte sicherer und planbarer gemacht und sie zum Teil vor dem Schicksal von Tierseuchen oder Ernteaussfällen geschützt. Dies erleichterte den Alltag der Bauernfamilien, kostete aber Arbeitsplätze in der Landwirtschaft. Gleichzeitig waren Landwirte auf eine höhere Finanzausstattung angewiesen, um die Industrieprodukte zur Bewirtschaftung ihres Hofes beschaffen zu können. Die Flurbereinigung in den 60er Jahren hatte zum Ziel, durch Zusammenlegen der verstreuten Felder und Äckertausch Anbauflächen zu schaffen, die unter dem Gesichtspunkt der Maschinennutzung und des Einsatzes chemischer Hilfen rationeller bearbeitet werden konnten. So griff in der Landwirtschaft eine zunehmende Industrialisierung der Arbeitsmethoden um sich, wodurch immer weniger Landwirte auf immer größeren Flächen mit immer höherer Tierdichte immer mehr Lebensmittel für einen zunehmend übersättigten Markt erzeugten. Unter dem Begriff „Strukturwandel“ ging es für die Höfe um Wachsen oder Weichen.

Die Zeitschrift „Die Dorfkirche“ hieß nun „Kirche im Dorf“. Der neue Titel markiert den Bewußtseinswandel, wonach die evangelische Kirche im Dorf nicht mehr den alleinigen Anspruch einer kulturtragenden Institution erheben kann, sondern in die Reihe anderer Kräfte, die dort ihre Wirkung entfalten, eingefügt ist. 1979 wurde der Name erneut verändert. Seither lautet der Titel: „Kirche im ländlichen Raum“. Damit ist auch begrifflich der Abschied vom Dorf angedeutet. Nun kommen weit über – im engeren Sinn – kirchliche Belange hinaus die Interessen des Lebens auf dem Land, der Region und die europäischen Einflüsse in den Blick.

Die heutige Landwirtschaft leidet unter zahlreichen Problemen. Gegenüber früheren Generationen müssen Landwirte vor allem auch Verwaltungsfachleute sein. Einen Teil der Arbeitszeit opfern sie den komplizierten Regelungen und Dokumentationspflichten, die ihren Alltag und die finanziellen Zuflüsse aus Förderprogrammen, Beihilfen und Zu-

schüssen bestimmen. Die Fülle der Vorschriften verlangt einen ständigen Einsatz, um die Veränderungen wahrzunehmen, sich gegebenenfalls zu schulen und das künftige Handeln darauf abzustimmen. Die Agrarpolitik ist allerdings für eine längerfristige Planung nicht immer ein verlässlicher Rahmen! Unter dem Druck von Regelungen, Förderrichtlinien, Beihilfen und Sonderprogrammen gerät der Computer zum landwirtschaftlichen Werkzeug, und das wirtschaftliche Überleben des Hofes wird oft eher am Schreibtisch gewonnen als im Stall oder auf dem Acker.

Weil in der Landwirtschaft aber betriebliche und familiäre Fragen eng miteinander verwoben sind, können Entscheidungen zur künftigen Wirtschaftlichkeit eines Betriebes kaum ohne Klärung der persönlichen und sozialen Beziehungen innerhalb der Familien und Generationen getroffen werden.

Dies ist ein Feld, auf dem unsere „Landwirtschaftliche Familienberatung“ seit zehn Jahren tätig ist, um durch intensive Gespräche Konflikte zu lösen, Perspektiven aufzuzeigen, aber auch die Menschen, wenn es sein muß, bei der Aufgabe des Betriebs zu begleiten. Wir haben diese Beratung damals ins Leben gerufen, weil die Probleme auf den Höfen unübersehbar waren und von vielen Pfarrerinnen und Pfarrern nicht so kompetent neben der Gemeindefarbeit erledigt werden konnten, wie wir uns das von den Fachleuten der „Landwirtschaftlichen Familienberatung“ versprochen. Bei ihrer Feier zum zehnjährigen Bestehen habe ich die Einrichtung in Treysa besucht. Allen, die hier arbeiten, auch den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern des kirchlichen Dienstes auf dem Lande, möchte ich an dieser Stelle einmal sehr herzlich danken.

Die schwierige Einkommenssituation vieler landwirtschaftlicher Betriebe, noch mehr aber die endgültige Aufgabe eines Hofes, haben Auswirkungen auf das Dorf insgesamt. Bei denen, die indirekt von der Landwirtschaft leben, werden weniger Leistungen nachgefragt. Der Landmaschinenschlosser verliert Kunden, der regionale Händler von Saatgut, Dünger und anderen Produkten ebenso. Der Tierarzt überlegt, ob er mit seiner Praxis noch bestehen kann. Der Metzger muß seine Schweine und Rinder nun von weiter her einkaufen, wenn er denn überhaupt noch selbst schlachtet. Handwerksbetriebe verlegen ihren Sitz in die nächste Kreisstadt, kleine Geschäfte geben unter dem Preisdruck der großen Ketten auf, weil mögliche Nachfolger keine wirtschaftliche Perspektive mehr sehen. Die Zweigstelle der Sparkasse schließt, die Post ist auf dem Rückzug, die Grundschule befindet sich schon seit Jahren nicht mehr im Dorf. Die jüngeren Einwohner können diesen Verlust an Lebensqualität zum Teil durch Mobilität ausgleichen. Ältere Menschen dagegen müssen sich mit den Veränderungen arrangieren und sind zunehmend auf andere angewiesen.

Dörfer haben wenig eigene Möglichkeiten, der sich gegenseitig verstärkenden und in der Wirkung kumulierenden Abnahme von Arbeitsplätzen, Reduzierung von Konsum, Schließung von Handwerksbetrieben und kleinen Läden und der damit verbundenen weiteren Verminderung von Arbeitsplätzen entgegenzuwirken. Die knappe Finanzdecke der Kommunen läßt kaum Gestaltungsspielräume. Vielleicht kann man die Attraktivität des Ortes mit preiswertem Bauland erhöhen, aber ohne Arbeitsplätze mit Zukunftsperspektive nützt auch ausgewiesenes Bauerwartungsland nichts. So wird der ländliche Raum vor allem für junge Menschen unattraktiv.

6. Die Menschen auf dem Land

Schauen wir uns die Bevölkerung genauer an, die in unseren Dörfern wohnt, so stellen wir fest, daß sie sehr verschiedenen sozialen Gruppierungen zuzurechnen ist.

Heute sind kaum noch Bauern etwa im Ortsbeirat vertreten. Sie gehören zu den „Altdörflern“, die das traditionelle Landleben vertreten. Meist fühlen sie sich der Kirche verbunden. Weil die wenigen verbliebenen Landwirte gegenüber den anderen Bewohnern des Dorfes in geringerer Zahl auftreten, wird ihre – die Dorfkultur einst prägende – Stellung heute eher marginal wahrgenommen.

„Neudörfler“ gibt es zumeist in jenen Dörfern, die in der Peripherie von Ober- und Mittelzentren liegen. Sie neigen eher zum Individualismus, sind mobil und haben ihre privaten Interessen stärker im Auge. Sie lieben zwar angeblich das Leben auf dem Land, wehren sich aber manchmal, zum Teil sogar juristisch, gegen Dinge, die für das Landleben typisch sind, etwa den Lärm von landwirtschaftlichen Maschinen, die in der Erntezeit nicht nur in den üblichen Bürostunden eines normalen Dienstleisters oder eines Amtes laufen, gegen den Geruch von Ställen, ja sogar gegen das Krähen von Hähnen. Solche Konflikte können nicht nur psychisch zermürben, sondern in dem einen oder anderen Fall Höfe aus dem Nahbereich des Dorfes verdrängen oder im Extremfall deren Existenz vernichten.

Neben diesen beiden größeren Gruppen leben im Dorf sogenannte „emanzipierte Dörfler“, die sich für neue Ideen in den Dörfern, vielleicht auch für eine alternative Kultur oder die Wiederentdeckung alten Handwerks im Dorf einsetzen. Sie sehen den Wert des dörflichen Lebens und versuchen, es zu erhalten oder neu zu beleben. Allerdings stoßen ihre Initiativen bei den „Altdörflern“ nicht immer auf Verständnis, erscheinen diesen manchmal zu romantisch und an einer Idylle orientiert, die mit ihrem harten Alltag in der Landwirtschaft wenig oder nichts mehr zu tun haben.

Schließlich gibt es im Dorf die sogenannten „Randdörfler“, die meist etwas heimatlos sind und, Geborgenheit suchend, außerhalb der sonstigen Beziehungen des Dorfes leben. Das können Menschen sein, die – aus welchen Gründen auch immer – von vielen im Dorf nicht akzeptiert werden, weil sie vielleicht einen seltsam anmutenden Lebensstil pflegen, verschlossen sind oder sich selbst von den anderen abgrenzen. Aber zu dieser Gruppe gehören auch Spätaussiedler oder ausländische Mitbürger, die es durch kulturelle und sprachliche Barrieren schwer haben, in einen normalen Kontakt mit den Dorfbewohnern zu kommen.

7. Umbrüche im ländlichen Raum

Inzwischen verändert sich das Leben im ländlichen Raum noch in anderer Weise dramatisch. Dies erklärt sich zum einen daraus, daß die hohe Mobilität auch dort vielen die Teilnahme an Angeboten und Veranstaltungen ermöglicht, die in früheren Zeiten auf Menschen in Ballungsräumen und aus einem städtischen Milieu abzielten. Der Trend zur fortschreitenden Individualisierung der Lebensstile hat auch in den Dörfern dazu geführt, daß alte Traditionen, überkommene Lebensstile und soziale Rollen sich ausfächern, was manche Angehörige der älteren Generation als Abbruch, Auflösung oder zumindest als Infragestellung der bisherigen Lebenswelt empfinden. Die allgegenwärtige Präsenz der elektronischen Medien durch Satellitenantenne und Internet läßt zudem Dinge, die man eher einer städtischen Kultur zuschreiben würde, auch im Dorf gegenwärtig sein. Inzwischen ist nicht nur die Welt, wie es heißt, ein „global village“, sondern jedes „village“ ist „global“, d.h. weltweit vernetzt.

Darüber hinaus gibt es Faktoren, die das Leben auf dem Land noch nachhaltiger verändern werden: Ich meine die demographische Entwicklung. Sie hat gravierende Folgen für unterschiedlichste Bereiche unserer Gesellschaft und wird sich besonders im ländlichen Raum unseres Kirchengebietes auswirken.

Zunächst einige allgemeine Bemerkungen:

Von 1972 an liegt in Deutschland die Geburtenrate unter der Sterberate. Jede Kindergeneration ist im Schnitt um ein Drittel kleiner als die Generation der Eltern. Seither hat Deutschland etwa so viele Menschen durch fehlenden Nachwuchs verloren wie in den Jahren 1815 bis 1914 durch die großen Auswanderungswellen in die Neue Welt, nämlich 5,5 Millionen Menschen. Der Verlust wurde dadurch ausgeglichen, daß

mittlerweile 12 Millionen Menschen in Deutschland leben, die entweder hier nicht geboren wurden oder keine deutsche Staatsangehörigkeit besitzen.

Diese Situation hat sich geändert. Seit dem Zusammenbruch der DDR mußten die neuen Bundesländer innerhalb weniger Jahre eine rasante Veränderung in der Bevölkerungsentwicklung erleben, die weltweit ohne Beispiel ist. Der Rückgang der Geburtenrate auf 0,77 und die Abwanderung junger, qualifizierter Menschen ließen vor allem Alte, Hilfsbedürftige und sozial Schwache zurück.

Das ist inzwischen nicht nur ein Problem in den neuen Bundesländern, sondern betrifft in unserem Kirchengebiet vor allem den Werra-Meißner-Kreis mit den Kirchenkreisen Witzenhausen und Eschwege und zeigt auch in anderen Kirchenkreisen Auswirkungen. Familien verlassen die angestammte Heimat, weil der Vater oder die Mutter beispielsweise im Großraum Frankfurt, München oder Stuttgart eine vielversprechende Arbeitsstelle gefunden hat, die eine dauerhafte Perspektive eröffnet. Manche werden hin- und hergerissen sein zwischen der Aussicht, mit den eigenen Qualifikationen einen angemessenen Arbeitsplatz gefunden zu haben, und dem Gefühl, eine vertraute Umgebung, die älter werdenden und in absehbarer Zeit vielleicht auf Hilfe angewiesenen Eltern, die Freunde und Vereinskollegen zu verlassen und das Engagement etwa bei der Freiwilligen Feuerwehr oder in der Kirchengemeinde aufgeben zu müssen, um sich selbst und den Kindern eine bessere Zukunft zu sichern. Solch ein Entschluß wird auch viele Eltern und Verwandte schmerzen, weil sie ahnen oder wissen, daß der Wegzug in die wirtschaftlich prosperierende Region in aller Regel keine Zwischenlösung eines vorübergehenden Problems ist, sondern vermutlich einen dauerhaften Zustand festschreibt. Der dörfliche Generationenverbund zerbricht.

Der zunehmende Mangel an jungen Menschen in unserer Gesellschaft läßt sich kurzfristig nicht aufhalten. Selbst wenn endlich in Bund und Ländern eine Familienpolitik betrieben würde, die diesen Namen wirklich verdient, selbst wenn die Geburtenrate zunähme, würde sich die Gesamtentwicklung als Rückgang darstellen, weil in der nächsten Generation so viele Eltern fehlen, daß ein Wachstum der Gesellschaft überhaupt nicht erreicht wird.

Die zurückgehende Bevölkerungszahl und die wachsende Anzahl alter Menschen bleiben nicht folgenlos. Bereits im letzten Jahr habe ich das an dieser Stelle in meinem Bericht „Silberne Kirche“ dargelegt. Steuern und Abgabenlast werden tendenziell steigen, der Umbau der Infrastruktur auf die Bedürfnisse alter Menschen kostet mehr, als sich an Bildungs- und Betreuungsaufgaben bei Kindern und Jugendlichen einsparen läßt. Die soziale Funktion der Familien, die traditionell eine besondere Stärke

des Dorflebens darstellte, wird weiter geschwächt. Immer häufiger muß der Staat dort einspringen, wo Kinder die Betreuung ihrer Eltern nicht mehr gewährleisten können. Nach der Einschätzung von Fachleuten werden künftig nur 35 % der Pflegebedürftigen von Verwandten betreut werden. Gegenwärtig sind es noch 70 %!

Wie es sich auf die Innovationskräfte und Kreativität auswirkt, wenn ab 2015 jede dritte Erwerbsperson über fünfzig Jahre alt ist, steht noch dahin. Die Veränderung der Altersstruktur wird auch die Wirtschaftsmärkte beeinflussen. Bereiche wie Gesundheit und Freizeit wachsen. Produkte und Dienstleistungen, die vor allem auf Kinder, junge Menschen und junge Familien abzielen, schrumpfen demgegenüber. Der Immobilienmarkt paßt sich den veränderten Gegebenheiten an. Es ist schon jetzt schwierig, im Norden und Osten unserer Landeskirche Häuser zu angemessenen Preisen zu vermieten oder zu verkaufen.

Die Verbindung von Bevölkerungsschwund und Alterung der Bevölkerung führt in vielen ländlich geprägten Kreisen in eine gefährliche Abwärtsspirale. Aktuell verliert ein solcher Landkreis mutmaßlich jährlich ein Prozent seiner Bevölkerung. Der Rückgang speist sich zu einem Drittel aus der Abwanderung von Menschen, vor allem aus wirtschaftlichen Gründen, und zu zwei Dritteln aus der Differenz zwischen Sterbefällen und Geburten. Bis zum Jahr 2015 kann sich dieser Rückgang allerdings auf 12 bis 14 % summieren. Gleichzeitig wird der Anteil der Menschen zwischen 25 und 45 Jahren um ein Drittel sinken, während die Zahl der Menschen über 60 rund ein Drittel ausmachen wird. Die Zahl der Alten und Hochbetagten, schon jetzt hoch, steigt weiter. Für die Kommunen bedeutet dies einen deutlichen Rückgang der Steuereinnahmen und eine Reduktion der Pro-Kopf-Zuweisungen aus dem Länderfinanzausgleich. Ruheständler aus den Städten, die sich den Traum vom Haus im Grünen verwirklichen wollen, werden den Bevölkerungsrückgang vielleicht ein wenig abmildern. Zugleich könnten sie aber einen Trend etablieren, der manche Regionen zu Kristallisationspunkten einer „Altersruhesitzbewegung“ macht – mit entsprechenden Folgen für Geschäfte, Dienstleister und Innovationskraft dieser Region.

8. Die Situation in Hessen

„Hessen ist ein Land voller Wälder“, sagte noch Martin Luther. Das hat sich – bezogen auf unser Bundesland – entscheidend geändert. Hessen – und hier in erster Linie das Rhein-Main-Gebiet – konnte sich zu einem Dienstleistungsstandort europäischen Zuschnitts entwickeln. Die zu erwartenden Veränderungen in den nächsten fünfzehn bis

zwanzig Jahren beziehen sich vor allem auf den Abwanderungsprozeß von Nord- und Mittelhessen in den Süden unseres Bundeslandes.

Es sind vor allem die jungen und mobilen Menschen – Erwerbsfähige, die mit ihrer Qualifikation auf dem Arbeitsmarkt ihre Chancen realisieren. Für Südhessen bedeutet dies bis 2020, daß einige Landkreise etwa im Regierungsbezirk Darmstadt bis zu 13 % an Bevölkerung zunehmen werden. Die wirtschaftliche Entwicklung konzentriert sich fast ausschließlich auf die Städte und ihre Randgebiete. Zwar wird die Gesamtzahl der Einwohner in Hessen bis 2020 vermutlich von etwa 6 Millionen nur auf 5,8 Millionen sinken, aber die Regionen sind höchst unterschiedlich betroffen: Nord- und Mittelhessen trifft der Rückgang überdurchschnittlich stark. Der Landkreis Hersfeld-Rotenburg zum Beispiel wird bis zum Jahr 2020 7%, bis 2050 ca. 25 % seiner Einwohner verlieren. Jeder zweite im Landkreis ist dann über sechzig Jahre alt. Der Werra-Meißner-Kreis verliert, wenn sich der Trend nicht umkehrt, bis 2050 voraussichtlich die Hälfte seiner gegenwärtigen Einwohnerzahl. Günstiger lauten die Prognosen für die Landkreise Fulda und Main-Kinzig: Beide werden bis 2020 etwa 2 % an Bevölkerung zunehmen, bis 2050 aber wird auch der Landkreis Fulda um 5 % abnehmen, der Main-Kinzig-Kreis um 8 %.

Die ohnehin begrenzten Chancen, in Nord- und Mittelhessen Unternehmen anzusiedeln, mindert der Bevölkerungsrückgang zusätzlich. Unternehmen achten bei ihrer Ortswahl auch auf die Möglichkeit, qualifiziertes Personal anzuziehen. Da besitzt der Großraum Frankfurt eine weitaus stärkere Anziehungskraft.

In Nord- und Mittelhessen geht es darum, den unabwendbaren Rückbau bewußt zu gestalten – etwa dadurch, daß Kommunen versuchen, bestimmte Einrichtungen der Daseinsvorsorge gemeinsam zu betreiben, Gewerbegebiete in Kooperation zu erschließen, bei der Planung schon von Beginn an auf Multifunktionalität zu achten (beispielsweise einen Kindergarten so zu bauen, daß er mit einer neuen Innenkonzeption auch in ein Seniorenheim umgewandelt werden kann).

Hessenweit benötigen im Jahr 2020 ca. 27 % weniger Kinder einen Betreuungsplatz, auch die Zahl der schulpflichtigen Kinder wird um 26 % sinken. Die Anzahl der 60-jährigen steigt im gleichen Zeitraum um 25 %, die der über 75-jährigen gar um 50 %. In Südhessen kann die zunehmende Überalterung vermutlich durch Zuwanderung aus dem Ausland zum Teil ausgeglichen werden, im Norden wird die Überalterung durch Abwanderungen junger Menschen noch stärker ausfallen.

Schon jetzt erwirtschaftet der Süden Hessens 70 % des Bruttoinlandsprodukts mit 67 % der Arbeitsplätze in Hessen. Allein der Ballungsraum Rhein-Main beherbergt ca. 33 % der Bevölkerung auf 12 % der Fläche mit einer Kaufkraft von 40 %.

Die Politik unterstützt leider durch ihre Strukturentscheidungen die Abwanderung von Bürgerinnen und Bürgern in einem gewissen Umfang: Die Schließung oder Verlegung von Ämtern und Behörden im Zuge der Verwaltungsreform nimmt in den betroffenen Regionen Arbeitsplätze und damit auch Kaufkraft weg. Das kann nicht ohne Folgen für Dienstleister, Handel und Handwerker vor Ort bleiben und reißt Löcher in die Kassen der Gemeinden. Die angekündigte Schließung von Bundeswehrstandorten gerade in Nordhessen muß hier ebenfalls genannt werden. Bereits strukturschwache Gebiete verlieren zum Teil den größten Arbeitgeber vor Ort. Der Ruf nach Konversion wird wohl angesichts leerer Kassen von Bund und Land ungehört verhallen. Wenn zudem das Hessische Kultusministerium mit der Reform des Hessischen Schulgesetzes Mindestgrößen für Schulklassen und Schulen festschreibt, hat das in den schwach besiedelten Regionen unmittelbare Folgen – und absehbar auch dort, wo ein stetiger Fluß der Abwanderung zu verzeichnen ist. Werden vorgegebene Klassen- oder Schulgrößen wegen Schülermangels nicht erreicht, müssen gegebenenfalls Schulen geschlossen werden oder Bildungsgänge entfallen. Ein befriedigendes Bildungsangebot ist nicht mehr gewährleistet oder nur mit erheblichem Fahraufwand zu realisieren. Die Folge wird erneut sein, daß sich Menschen weiterhin vermehrt dort ansiedeln, wo ihren Kindern alle Möglichkeiten geboten werden. Dies geht zusätzlich zu Lasten der schwächeren Regionen.

Ob sich die Landkreise im Bereich unserer Landeskirche, die besonders unter dem Bevölkerungsrückgang leiden werden, aktiv darum bemühen sollten, auf Wohnungen und Heime für Senioren über Hessen hinaus zu setzen, um in diesem Bereich als Dienstleister Arbeitsplätze zu schaffen, ist umstritten. Manche befürchten, es könnte ein Image entstehen, das dieses Gebiet zu einer abgekoppelten Region ohne Zukunftschancen macht, weil es für industrielle Arbeitsplätze und solche aus anderen Dienstleistungsbranchen gänzlich uninteressant wird.

9. Wirtschaftliche Perspektiven

Für den weiteren Verlauf der Entwicklung wird entscheidend sein, wie sich die wirtschaftlichen Verhältnisse und das Angebot von Arbeitsmöglichkeiten künftig darstellt. Davon hängt ab, ob Menschen in unserer Region bleiben und hier ihre Zukunft realisieren wollen.

Welche Rolle in diesem Zusammenhang für Nordhessen das Großprojekt des Ausbaus des Flughafens Kassel-Calden spielt, ist schwer einzuschätzen. Die Landesregierung – getragen von einem breiten Konsens fast aller Parteien – will viel Geld in seinen Ausbau investieren. Ob er tatsächlich die wirtschaftliche Entwicklung in dieser Region stärkt, gar wie eine Initialzündung für die Ansiedlung weiterer Unternehmen wirken kann, bleibt abzuwarten. In den letzten Jahren hat sich gerade im Bad Hersfelder Raum verstärkt die Logistik-Branche angesiedelt. Der Standort in der Mitte Deutschlands hat einiges für sich. Allerdings ist der Preis, der dafür bezahlt wird, nicht zu übersehen: Wer auf Mobilität als Wirtschaftsfaktor setzt, muß eine entsprechende Infrastruktur vorhalten – und das bedeutet eben auch erheblich mehr Verkehrsbelastungen in unserer Region.

Die Ausweitung der Bemühungen um die Museumskultur der Stadt Kassel und ihres Umlandes und um den Tourismus am Edersee und im Nationalpark Kellerwald-Edersee sind weitere Schritte, den Standort Nordhessen zu positionieren. Unsere Regionen bieten Landschaften mit einem hohen Erholungswert. Auch in den Kirchengemeinden können wir einen Beitrag zur touristischen Erschließung leisten, indem wir unsere schönen Gebäude in den Mittelpunkt rücken und für Besucher außerhalb der Gottesdienstzeiten geöffnet halten. Hier arbeitet etwa der Kirchenkreis Eschwege an einer wegweisenden Konzeption. Die Aufbereitung unserer Kirchengeschichte kann für bildungsorientierte Menschen ein Anlaß sein, unsere Gegend zu bereisen. In Kooperation mit Kommunen, Landkreisen und dem für Fragen des Tourismus zuständigen Ministerium lassen sich Erkundungstouren entwickeln, die zum Beispiel zu Fachwerkkirchen, Siedlungen der Hugenotten, geschichtlich bedeutsamen Orten Philipps des Großmütigen oder der Heiligen Elisabeth führen.

Im Gebiet unserer Landeskirche liegen viele Hochschulen, vor allem die Universitäten in Kassel und Marburg. Sie geben für den nord- und mittelhessischen Raum wichtige Impulse. Als Studienorte locken sie Tausende von jungen Menschen an, die sich an ihnen zu Hochqualifizierten ausbilden lassen. Manche bleiben dauerhaft in der jeweiligen Region und heben somit die Quote der akademisch ausgebildeten Fachleute, die für die Ansiedlung von Unternehmen nicht unwichtig ist. Schwerpunkte wie Solartechnik, Nanotechnologie und Biotechnologie stehen für Forschungsgebiete, denen man ein ganz erhebliches Zukunftspotential mit großer wirtschaftlicher Bedeutung zumißt. Ähnliches wäre über Fulda zu sagen, wo die Fachhochschule ebenfalls einen regen Zuspruch erfährt. Wenn die Landesregierung mit ihrer Verstärkung der Bildungsbemühungen ernst macht, können diese akademischen Ausbildungsstätten ein erhebliches

Potential an Innovation, wirtschaftlicher Dynamik und damit auch Arbeitsplätzen erzeugen.

Leicht übersehen wird in diesem Zusammenhang die Bedeutung, die bei uns das Handwerk besitzt. Trotz aller Schwierigkeiten ist es eine tragende Säule in den ländlichen Regionen unserer Landeskirche. Der Personalabbau konnte im Sommer 2004 gestoppt, die Zahl der neu eingetragenen Auszubildenden sogar gesteigert werden. Handwerksbetriebe sind ortsnah eingebunden und bieten eine gute Versorgung mit Produkten und Dienstleistungen. Und nicht zu vergessen: Sie sind meist Familienunternehmen mit einer besonderen sozialen Verantwortungsbereitschaft, die nur im äußersten Notfall betriebsbedingte Kündigungen aussprechen. Weil aber die Situation weiterhin angespannt ist, hat unsere „Landwirtschaftliche Familienberatung“ ihr Angebot auch auf Handwerkerfamilien ausgedehnt.

10. Konsequenzen für unsere Kirche

Welche Folgerungen ziehen wir aus dem bisher Dargelegten für unsere kirchliche Arbeit? Ich will dazu vier Gesichtspunkte nennen:

a) Präsenz zeigen

Es bleibt festzuhalten: Die evangelische Kirche ist in unserer Region oft die einzige im Ort verbliebene selbständige und gesellschaftlich anerkannte Institution. Damit kommt ihr die schwierige, aber ungemein wichtige Aufgabe zu, zum Sprachrohr ländlicher Interessen zu werden und für das Gelingen des Zusammenlebens in den sich wandelnden Dörfern eine besondere Verantwortung zu übernehmen.

Daß die Evangelische Kirche von Kurhessen-Waldeck ganz bewußt und sehr überzeugt „die Kirche im Dorf“ läßt (und selbstverständlich auch die dazugehörigen Pfarrerinnen oder Pfarrer), entspricht der Einsicht in ihren Auftrag, sich nicht ausschließlich an ökonomischen Interessen oder vordergründiger Effizienz auszurichten, sondern daran, das Evangelium von Jesus Christus dort zu bezeugen, wo die Menschen leben. Diese Entscheidung, ein eng geknüpftes Netz von Gemeindepfarrstellen vorzuhalten, kostet Geld – aber sie ist sachlich begründet. Bei der Diskussion um anstehende Prioritätensetzungen wird der Frage der Pfarrstellendichte aus meiner Sicht besondere Aufmerksamkeit zukommen müssen.

b) Gemeinschaft stärken

Weil unsere Kirche im Dorf bleiben will, muß sie sich der Aufgabe stellen, zwischen den verschiedenen Milieus zu vermitteln. Eine Kirchengemeinde wäre schlecht beraten, wenn sie sich etwa mit einem Selbstverständnis als Traditionshüterin nur auf die Seite der „Altdörfler“ stellte und den „Neudörflern“ gegenüber verschlossen bliebe. Vielmehr ist es notwendig, das gegenseitige Verständnis zu fördern und unterschiedliche Sichtweisen zu moderieren. Seit ihren Anfängen verbindet die Kirche jene, die sich eigentlich fremd sind, zu einer Gemeinschaft des Glaubens und des Lebens.

Gottesdienste richten sich in den Dörfern traditionell an alle Generationen. Hier kommen zusammen, die sich ansonsten weniger begegnen. Das stellt hohe Anforderungen an die Gestaltung unserer Gottesdienste, kann aber dazu beitragen, daß die gegenseitige Verantwortung zwischen den Generationen gestärkt wird und das Bewußtsein, im Dorf füreinander Verantwortung zu übernehmen, wieder auflebt. Selbst kleine Kirchengemeinden sind durchaus in der Lage, ein Netzwerk von kleinen Hilfen für den Alltag entstehen zu lassen, von dem alle profitieren. Damit verbindet sich auch die Chance, daß Menschen in ihrer angestammten Heimat in Würde alt werden und sterben können.

Es mag sein, daß sich die prognostizierten Trends durch Aktivitäten aus dem Bereich der Politik und Wirtschaft im einen oder anderen Fall aufhalten lassen. Vielleicht gelingt das aber auch nicht. Dann bleibt nur der gut durchdachte und vernünftige Rückbau, der für die Menschen, die weiter in diesen Regionen leben, wohl ein erhebliches Maß an Bereitschaft erfordert, sich auf die Wandlungen und Veränderungen einzustellen. Hier sind Pfarrerinnen und Pfarrer mit ihrer Erfahrung in der Seelsorge gefragt. Sie können Sinndeutung und Orientierung geben, um diese schwierigen Prozesse für die Betroffenen annehmbarer zu machen.

c) Zusammenarbeit lernen

In Zeiten knapper werdender Finanzmittel wird die Notwendigkeit zur Kooperation zwischen den Kirchengemeinden wachsen. Gerade im ländlichen Bereich haben gewordene Strukturen und Lebensverhältnisse ein – manchmal über Jahrhunderte gepflegtes – Beharrungsvermögen. Daran haben die Erfahrungen seit der kommunalen Gebietsreform nicht geändert. Eher das Gegenteil scheint der Fall zu sein: Der eigene Kirchturm signalisiert die eigene Geschichte eines Dorfes und drückt seine Identität innerhalb der kommunalen Großgemeinde aus. Trotzdem werden die Gemeinden in den Kirchspielen enger zusammenarbeiten müssen und sich, falls dies sinnvoll erscheint, auch zu größeren Verbänden zu-

sammenschließen. Die Begegnungen von Kirchenvorständen aus Nachbargemeinden, die früher nicht immer unproblematisch verliefen, zeigen inzwischen, daß die Fragen und Herausforderungen wenige Kilometer entfernt nicht so anders sind, wie das oft behauptet wurde. Wichtig bei diesem Gedanken ist mir allerdings, daß möglichst ortsnah und sachnah über Formen der Zusammenarbeit bis hin zur Zusammenführung von bisher selbständigen Kirchengemeinden verhandelt und entschieden wird.

d) Neue Wege gehen

Ich komme zum Anfang meines Berichts zurück, zu Abraham: Das Neue nicht scheuen, gewohnte Lebensbedingungen verlassen, aufbrechen aus eigentlich komfortablen Verhältnissen, ganz auf Gottes Führung vertrauen – diese Haltung gewinnt im „Vater des Glaubens“ Gestalt. So haben wir es oft gehört: im Kindergottesdienst, im Unterricht, in Predigten. Das klang immer gut, aber es war fern von unserer eigenen Wirklichkeit.

Ich bin davon überzeugt, daß biblische Erzählungen auch unter gänzlich anderen geschichtlichen Voraussetzungen ihre Tragfähigkeit entfalten. Neue Wege hinsichtlich einer zeitgemäßen Organisation unserer Kirche und ihrer Gemeinden und Einrichtungen zu betreten, folgt nicht dem bloßen Zwang der Einsicht in die Verhältnisse, wie sie nun einmal sind. Das wäre zu wenig und würde uns kurzatmig machen. Abrahams Weg dauerte lang (Hebräer 11,8f), aber er wagte die ersten Schritte, weil er sich von Gott berufen wußte. Bei allen Veränderungen sollte deshalb die Frage, was Gott von uns will und was dem Evangelium von Jesus Christus entspricht, im Vordergrund stehen. Über sie nachzudenken, verlangt Zeit und Sensibilität. Doch es schafft die Voraussetzung dafür, nicht bloß auf die Umstände zu reagieren und gebannt Statistiken zu deuten, sondern klare Entscheidungen zu treffen und mutig aufzubrechen. Ich wage es einmal so auszudrücken: Das „Innovationspotential“ des Heiligen Geistes für unsere Kirche ist noch längst nicht ausgeschöpft!

11. Ereignisse und Entwicklungen

Unter dieser Überschrift sind Sie inzwischen gewöhnt, von mir – in gebotener Kürze – einige Einschätzungen zu besonderen Ereignissen und Entwicklungen im allmählich zu Ende gehenden Jahr zu erfahren.

- a) Das Jahr 2004 haben wir als „Evangelisches Philippsjahr“ gefeiert. Der 500. Geburtstag des Landgrafen war für uns Anlaß, in enger und fruchtbarer Zusammenarbeit mit unserer hessen-nassauischen Schwesterkirche an sein Leben und Wirken in zahlreichen Festgottesdiensten, Vorträgen, Ausstellungen, Konzerten, Interviews, mit Artikeln und einer Internetpräsentation zu erinnern. Die letzten diesjährigen Veranstaltungen waren die Gottesdienste am 7. November in der Melsunger Stadtkirche, wo Prälatin Alterhoff die Festpredigt hielt, und im Berliner Dom, den ich gemeinsam mit der Kurhessischen Kantorei Marburg (unter der Leitung von Landeskirchenmusikdirektor Kirchenrat Martin Bartsch) feiern konnte – und nicht von ungefähr hat der gestrige Gottesdienst zur Eröffnung unserer Synodaltagung in der Homberger Stadtkirche, der „Reformationskirche“ unseres Landes, stattgefunden.

Nach unserer Bilanz war es ein gelungenes Unterfangen, den Geburtstag des Landgrafen, der Entscheidendes für die Reformation in Hessen getan hat, in dieser Weise in die Öffentlichkeit zu bringen. Obwohl sich die mit Philipp verbundenen Ereignisse auf den ersten Blick als eher sperrig und nüchtern zeigen, sind die unterschiedlichen Präsentationen auf ein erfreulich breites Interesse gestoßen. Mit den Besucherzahlen und dem Echo in den Medien können wir sehr zufrieden sein. Die Wanderausstellung „Mit dem Glauben Staat machen“ ist noch bis Mitte 2005 ausgebaut. Dieses Ergebnis ermutigt uns, mit solchen Themen gezielt den innerkirchlichen Raum zu überschreiten und die Wurzeln unseres Glaubens ebenso selbstkritisch wie selbstbewußt darzustellen.

Das Bistum Fulda hat im gleichen Zeitraum der 1250. Wiederkehr des Todestages des Winfried Bonifatius gedacht. Unbestreitbar ist seine Bedeutung für das Christentum in unserem Land. Darum gehört er in die gemeinsame Geschichte der christlichen Kirchen in Deutschland. Es war daher folgerichtig, wenn es einige Veranstaltungen aus diesem Anlaß gab, die in einem guten ökumenischen Geist vorbereitet wurden oder bei denen Vertreter der beiden großen Kirchen des nordöstlichen Teils Hessens eingeladen waren.

Während die Feiern für Philipp und Bonifatius weitgehend getrennt abliefen, bleibt zu hoffen, daß sich dies bei einem weiteren Jubiläum, das in einiger Zeit ansteht, anders darstellt: Es geht um den 800. Geburtstag der Elisabeth von Thüringen. Sie hat sich in so engagierter Weise Kranken, Armen, Witwen und Weisen gewidmet, daß sie weltweit in der Christenheit bekannt ist und sich überall diakonische, caritative und soziale Einrichtungen mit ihrem Namen schmücken. Philipp verstand sie als seine bedeutendste Ahnherrin und hat sein Marburger Schloß gegen die übli-

chen architektonischen Gewohnheiten so gestalten lassen, daß er die Elisabethkirche stets im Blick haben konnte.

Diese Kirche verzeichnet schon jetzt einen ständigen Strom von Besuchern aus dem In- und Ausland. Im Jahr 2007 wird die Elisabethkirche in den Feiern eine bedeutende Rolle spielen und dadurch gewiß noch mehr zu einem Anziehungspunkt werden. Daß es hier zu einer engeren Kooperation mit den Bistümern Fulda und Erfurt kommt, wäre mein großer Wunsch. Denn ich meine, daß sich mit der Person der Heiligen Elisabeth solche Traditionen verbinden, die eine ökumenische Gestaltung des Gedenkjahres – bei durchaus unterschiedlicher konfessioneller Ausformung – nahelegen. Darüber hinaus halte ich eine enge Abstimmung mit der Evangelischen Kirche in Mitteldeutschland (Thüringen) sowie mit dem Land Hessen und dem Freistaat Thüringen für ebenso notwendig.

- b) Zum Strukturprozeß in unserer Landeskirche möchte ich an dieser Stelle Folgendes hervorheben: Wie Sie wissen, hat das Kollegium des Landeskirchenamts einstimmig den Beschluß gefaßt, mittelfristig die Zahl der Dezernate deutlich zu verringern. Nachdem uns die Beratungsfirma BSL verschiedene Varianten einer sachgemäßen Ausgestaltung der Leitungsebene im Landeskirchenamt vorgelegt hatte, haben wir uns nach eingehender Diskussion für diesen Weg entschieden, um die grundsätzlichen und steuernden Entscheidungen stärker von dem Alltagsgeschäft einer Verwaltung zu trennen. Das bedeutet insgesamt eine Konzentration der Aufgabenstellungen. Inzwischen hat der Rat der Landeskirche das Konzept eingehend erörtert und begleitet es weiterhin aufmerksam. Für alle konkreten Maßnahmen, die im Organisationsablauf des Landeskirchenamts geplant sind, wurden sogenannte „Realisierungsteams“ gebildet, die die einzelnen Schritte umsetzen und darauf achten, daß die Kommunikation über die Ergebnisse zwischen den unterschiedlichen Ebenen des Hauses gewährleistet wird. Ich wünsche mir, daß solch ein weitreichender Schritt, der auch zu Kostensenkungen führt, für andere Bereiche unserer Landeskirche vorbildhaft werden könnte – insbesondere wenn ich auf die Prognosen zur Mitgliederentwicklung bis 2020 und zum Finanzaufkommen bis 2007 schaue. Diese Daten sind den Kirchenkreisvorständen und den Leitungen der Einrichtungen und Werke am 21. Oktober 2004 durch Vizepräsident Ristow zugeleitet worden.

Mit einer ersten Pilotphase im Sommer nächsten Jahres soll ein Gebäudemanagement als Element des innerkirchlichen Reformprozesses starten. Von dessen Erfolg sind wir überzeugt. Ich gehe davon aus, daß sich – nach der Behandlung der entsprechenden Vorlagen im Finanzausschuß und im Rat der Landeskirche – die

Landessynode im nächsten Frühjahr mit den anstehenden Fragen befassen wird. Ziel ist es, daß diese Neustrukturierung unseren Gebäudebestand in seiner Substanz besser erhält und die knapper werden Finanzmittel effektiver einsetzt. Gleichzeitig wird sich die Zahl der Bearbeitungsvorgänge durch die neue Form der Gebäudeverwaltung drastisch reduzieren. Durch die systematischere Betrachtungsweise kann auch angemessen geklärt werden, von welchen Liegenschaften wir uns gegebenenfalls trennen müssen.

- c) Schließlich möchte ich noch einmal auf meinen letztjährigen Bericht vor der Landessynode zur „Silbernen Kirche“ zurückkommen. Ich hatte einige konkrete Schritte vorgeschlagen. Ein Teil dieser Überlegungen ist zwischenzeitlich auf den Weg gebracht.

So erarbeitet das Evangelische Gemeindebildungszentrum in Bad Orb derzeit ein neues Konzept. Bisher vornehmlich für die gemeindepädagogische Arbeit im Sprengel Hanau zuständig, soll es sich nun zu einem Kompetenzzentrum für das Altern entwickeln und landeskirchenweit im Bereich der Seniorenbildung und -erholung tätig werden. Fortbildungen für Ehrenamtliche in der Seniorenarbeit werden die Gemeinden unterstützen und innovative Ansätze weitergeben. Unter dem Stichpunkt "Fünzig und mehr" will das Gemeindebildungszentrum Seminare anbieten, die die besonderen Anliegen und Herausforderungen des Älterwerdens in den Blick nehmen. Hier sind Überlegungen der Arbeitsgruppe „Plus-Minus-Fünzig“ um Pfarrer Eckhard Zihn in das Konzept eingeflossen. Neben der Bildungsarbeit soll aber das Erholungsangebot im Kurort Bad Orb nicht zu kurz kommen.

Auf der Ebene des fachlichen Diskurses wird ein regelmäßiges gerontologisches Kolloquium für Multiplikatoren aktuelle Themen des Älterwerdens aufgreifen und die Ergebnisse den Gemeinden zugänglich machen. Als besonderes Angebot und zur Entlastung für Pfarrerinnen und Pfarrer ist geplant, daß eine kompetente sozialpädagogische Begleitung für Freizeiten mit älteren Menschen aus den Kirchengemeinden im Evangelischen Gemeindebildungszentrum gebucht werden kann. In hoffentlich absehbarer Zeit wird dort die Homepage eingerichtet, die einen Austausch all derer ermöglicht, die in der Arbeit mit älteren Menschen engagiert sind. Pfarrerin Annegret Zander, die die Neuausrichtung des Evangelischen Gemeindebildungszentrums wesentlich mitverantwortet, steht heute und morgen im Foyer für weitere Informationen und Fragen bereit.

Zum Schluß möchte ich danken – und zwar allen, die das Ergehen unserer Landeskirche im vergangenen Jahr engagiert begleitet haben, sei es im Ehrenamt oder in haupt-

und nebenberuflicher Arbeit, in den vielen Kirchenvorständen, gemeindlichen Gruppen und diakonischen Einrichtungen, im Unterricht, in der Seelsorge, den vielen Sonderfunktionen und im Dienst der gemeinsamen Leitung unserer Kirche: im Rat der Landeskirche, im Landeskirchenamt, in der Propst- und der Dekanekonferenz und nicht zuletzt hier in der Synode.

Mit dieser Tagung im Herbst 2004 tritt unsere Landessynode zum 100. Mal seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs zusammen. Was in den bald sechs Jahrzehnten beraten und entschieden wurde, füllt viele Dokumentationsbände. Die Barmer Theologische Erklärung von 1934 führt in ihrer 4. These aus: „Die verschiedenen Ämter in der Kirche begründen keine Herrschaft der einen über die anderen, sondern die Ausübung des der ganzen Gemeinde anvertrauten und befohlenen Dienstes.“ Die Evangelische Kirche von Kurhessen-Waldeck sucht dieser Einsicht gerecht zu werden. Wir haben allen Grund, mit Hochachtung auf die Art und Weise zu schauen, wie durch unsere Landessynode in einem zutiefst evangelischen Sinn Kirchenleitung wahrgenommen worden ist.

Kern all unseres Tuns ist es, Jesus Christus als Heil der Welt zu bezeugen. Daran haben alle in unterschiedlichster Weise ihren Anteil. Allein um dieses Zieles willen gibt es die Kirche. Ihre jeweilige Gestalt ist demgegenüber – theologisch gesehen – nachrangig. Das schenkt Freiheit und Mut zugleich für nötige Veränderungen.

Ich möchte meinen Teil dazu beitragen, daß wir zuversichtlich in die Zukunft blicken und uns die Fähigkeit zu gemeinsamem Handeln weiter erhalten, selbst wenn manche Rahmendaten nicht nur optimistisch stimmen. In unsicherer Zeit ist es entscheidend, sich daran zu orientieren, was uns in den kommenden Wochen des Advent verheißen ist: „Das Volk, das im Finstern wandelt, sieht ein großes Licht, und über denen, die da wohnen im finstern Lande, scheint es hell“ (Jesaja 9,10). Diese Zusage macht uns zum „Gelobten Land“.

Dr. Martin Hein

Bischof der Evangelischen Kirche von Kurhessen-Waldeck

